



## EIN GUTER STOFF

Mittwoch, 10. Januar 2018 – Loktak (Indien) Sendra

24.514515,93.793062

Es muss etwas passiert sein. Nur was? Und hat es mit mir zu tun? Habe ich es durch ein Wort, durch mein Benehmen, meine Wünsche ausgelöst? Hat meine Präsenz allein etwas in Gang gebracht? Oder bilde ich mir alles nur ein?

Ich stehe beim Dorf Sendra am Ufer des großen Loktak-Sees, der mitten in einer weiten und fruchtbaren Ebene liegt, dem Herzen des sonst hügeligen und waldigen Manipur. Der Loktak ist berühmt für die zahllosen *Phumdis*, die über seine Oberfläche treiben: Konglomerate aus Erde, lebenden Pflanzen und abgestorbenem Material in verschiedenen Stadien der Dekomposition. Das mächtigste *Phumdi* ist 40 Quadratkilometer groß und ein schwimmender Nationalpark, auf dem man mit etwas Glück das Wappentier von Manipur antreffen kann, den Sangai, eine Hirschart, die

sich auch von Wasserpflanzen ernährt. Zahllose Inseln wurden vom Menschen in Ringform gebracht und werden so als natürliche Becken für die Fischzucht verwendet. Mehr als die Hälfte aller Fische, die in Manipur verzehrt werden, stammen aus dem Loktak-See – und das ist eine ganze Menge, denn Fisch spielt in der Küche des Landes eine zentrale Rolle als Eiweißlieferant und in fermentierter oder getrockneter Form als Gewürz. Auf manchen *Phumdis* haben die Fischer auch Hütten gebaut und sogar Gärten angelegt.

Die große Ebene rund um den Loktak-See ist die Heimat der Meitei, deren Frauen so selbstverständlich in der Öffentlichkeit agieren, dass man sich gar nicht mehr wie in Indien fühlt, wo man als Fremder praktisch nie mit dem anderen Geschlecht in Kontakt kommt. Auf den Straßen





der Hauptstadt Imphal wurde ich wiederholt von Frauen angesprochen, freundlich und als sei es die natürlichste Sache der Welt. Manche wollten wissen, woher ich käme, was mich nach Manipur führe, wie alt ich sei. Andere haben mir erklärt, wie man Yongchak richtig zubereitet, die riesigen, grün leuchtenden Stinkbohnen, die auf dem Markt an jeder Ecke verkauft werden. Ich weiß nicht, ob es nur diese selbstsichere Offenheit ist, die mir diese Frauen so schön erscheinen lässt – oder ob es auch ihre klar geschnittenen Gesichter und ihre wachen Augen sind, die einem erst kritisch mustern, fast ein bisschen streng, auf ein Lächeln aber mit einem Lächeln antworten.

Eben habe ich hier im Dorf mit drei jungen Frauen herumgealbert, die dabei waren, in einem großen Gemüsegarten Senfkohl zu ernten. Ich habe nicht wirklich verstanden, worum es ging – wahrscheinlich ums Heiraten – aber sie haben so rückhaltlos gelacht, dass ich auch nicht anders konnte. Und so standen wir da, von Zeit zu Zeit hilflos gestikulierend, und die Tränen kullerten uns über die Gesichter. Als sie allmählich versiegten, habe ich mich verabschiedet.

«Das Lachen und das Weinen geht in jeder Sprache gleich», hat die älteste Schwester von John

Gavin gestern gesagt. Ich bin ihr im ersten Stock seines Familienhauses im Quartier Nagamapal begegnet. Es war ein dunkler Raum, erhellt nur von einer einzigen Glühbirne an der Decke. Vor der Rückwand stapelten sich zahllose Kleider, Decken, Haushaltsgeräte, Werkzeuge, Bücher und Souvenirs auf kleinen Gestellen oder Wagen, in Plastikwannen, Kartonkisten, Tüten und Koffern – als warteten sie darauf, in anderen Bereichen des Hauses ihren richtigen Platz zu bekommen. Links stand ein kleines Bett mit kopfhohen Holzpfosten, an denen leichte Vorhänge befestigt waren. Und hinter diesen Vorhängen, kaum auszumachen zwischen dem Bettbehang und der Wellblechwand, stand eine dünne, alte Frau mit kleinen, glitzernden Augen und hielt sich scheu die Hand vor den Mund. «Das ist meine älteste Schwester, sie ist unverheiratet», stellte mir John Gavin das Wesen vor – und fügte an: «Sie ist 83 Jahr alt». Ich bat sie, doch für ein Foto mit ihrem Bruder aus dem Schatten zu treten – zu meiner Überraschung willigte sie ein. Da muss ich gelacht haben, vielleicht auch nur gelächelt oder irgendwie freundlich gegrunzt. Und in dem Moment sagte sie eben diesen Satz. Man mag ihn für einen Allgemeinplatz halten, für einen jener Sprüche, wie sie alte Leute gerne von





sich geben. Doch es ist nicht der Satz, der mich überrascht hat. Überrascht hat mich vielmehr der Umstand, dass diese Frau, die ich noch kaum richtig gesehen hatte, bereits auf etwas reagierte, was ich tat, also den Kontakt mit mir aufnahm, eine Gemeinsamkeit erfand, eine Ebene schuf, auf der man sich weiter hätte unterhalten können – wenn wir denn, nebst dem Lachen und dem Weinen, noch eine andere Sprache geteilt hätten. Doch das war nicht der Fall. John Gavin musste übersetzen, was wir einander zu sagen hatten.

John Gavin, der sich trotz seiner 55 Jahre immer noch mit der Frage beschäftigt, warum ihm seine Eltern wohl diesen Namen gegeben haben, John Gavin ist der Jüngste von neun Geschwistern – und der einzige Mann, mit dem ich auf dem Ima keithel, dem gigantischen Markt im Zentrum von Imphal in Kontakt gekommen bin. Er sprach mich wegen der Stinkbohnen an. Ich fragte nach einem Restaurant. Er fuhr mich mit seinem Roller zu einem kleinen Hotel, wie die einfacheren Tavernen hier heißen, lud mich zu einem Tee ein und schließlich für den nächsten Tag zum Dinner. Das war vorgestern. Gestern trafen wir uns am späteren Nachmittag. Er hatte sich feingemacht, gebügelte Hosen angezogen und ein grause Sakko, das etwas

steif von seinen Schultern hin, eher wie eine Rüstung denn wie ein Kleidungsstück. Und ich hatte die teuersten Pralinen gekauft, die ich auftreiben konnte. Wir haben uns also beide Mühe gegeben, unser Interesse aneinander zu bekunden.

Wir spazierten erst zu seinem Quartierladen, wo er mir die tönernen Gefäße mit *Ngari* zeigte, dem fermentierten Fisch, ohne den in der Küche der Meitei nur wenig läuft. Anschließend fuhren wir zum Shree Govindajee Temple und dann zum «biggest pond of all Manipur». Es war schon dunkel, als wir dort ankamen. Auf meinen Wunsch hin spazierten wir trotzdem ein Mal um das Gewässer herum. Dann fuhren wir zu seinem Haus, ich lernte seine Familie kennen, er zeigt mir seine Räume, erklärte mir seine Ausbaupläne, wir stiegen auf das Dach, besahen uns seinen Salon und dann, wir hatten eben das Zimmer seiner jüngsten Sohnes betreten, war er plötzlich weg. Im ersten Moment dachte ich noch, dass John Gavin jeden Moment zurückkehren würde. Aber er blieb verschwunden. Dem Sohn war die Sache noch unangenehmer als mir.

Der Raum hatte himbeerfarbene Wände, auf denen schwarze Katzen kleine Vögel jagten. Auf dem Tisch stapelten sich Bücher, daneben allerlei





Devotionalien des FC Barcelona und Ordner voller Unterlagen, denn der Junge hatte eigentlich für die letzten Prüfungen seiner Schule zu büffeln. Ich gab mir alle Mühe, ein Gespräch in Gang zu halten, aber irgendwann hatte ich keine Fragen mehr an seine beruflichen Pläne (als Arzt), das Bildungssystem von Manipur, den Kunstunterricht, den Teenager-Alltag in Imphal, die Aufstiegschancen von Barcelona, die Einzelheiten seiner Zimmerdekoration, seinen Wunsch nach einem eigenen Motorrad (eine *Bullet* von *Royal Enfield*), seine Performance beim *Hit-Man*... Also blätterte ich in seinen Schulbüchern und stellte ihm unnötige Fragen zu Formeln oder wissenschaftlichen Zeichnungen, die er höflich und knapp beantwortete, wie sich das für einen wohlerzogenen Jungen gehört.

Nach etwa einer Stunde stand John Gavin plötzlich wieder da.

«Weißt du, warum ich dich so lange mit ihm allein gelassen habe?», fragte er fröhlich.

«Nein», gab ich verblüfft zur Antwort.

«Damit du dich mit ihm anfreundest!» Ich sah in sein knochiges und zugleich weiches Gesicht, auf dessen Haut trotz der Kälte ein feuchter Schimmer glitzerte. Ich suchte seine Augen hinter der großen, kreisrunden Brille, über die er immer ein wenig

hinwegzublicken schien. Und ich blieb schließlich an seinem Lächeln hängen, einer Choreographie aus feinsten Faltenbildungen unter den Augen, an den Schläfen, neben den Nasenflügeln und am Kinn, dirigiert, hervorgezaubert von seinem leicht verkniffenen, runzligen Schmunzelmund. Dieses Lächeln hatte mich vom ersten Moment an für ihn eingenommen, es wirkte auf mich zugleich freundlich, leicht ironisches und ein bisschen traurig. Alles an ihm, alles zwischen uns schien genau gleich wie vorher – und doch hatte ich das Gefühl, er habe sich da eine Ausrede für mich einfallen lassen.

Auf mein Drängen hin zeigte er mir kurz die Küche seines Hauses, wo seine Frau und eine weitere Schwester letzte Vorbereitungen für das Dinner trafen. Ein zweiter Sohn legte eine Plastikmatte mit einem dreidimensionalen Stadtplan von Entenhausen am Boden aus. Ich setzte mich auf Donald Duck und John Gavin nahm neben dem Kopf von Micky-Maus Platz.

Die Frauen stellten das Essen vor uns hin, die Söhne brachten uns Seifenwasser für die Hände und Tücher. Die Tochter stellte eine Karaffe mit warmem Wasser zum Trinken auf, goss uns große Humpen voll ein. Wir aßen, wir sprachen über die Aromen, ich fragte nach den Zutaten und Zube-

reitungstechniken, lobte und lobte wieder. Dann schlug John Gavin vor, am nächsten Tag gemeinsam mit seiner Frau und einem Cousin einen Ausflug in die Umgebung der Stadt zu unternehmen. Ich formulierte ein paar höfliche Pirouetten, willigte aber dann gerne ein. Wir sprachen über Details und legten einen ungefähren Zeitrahmen fest. Dann begleitete er mich durch die weitgehend menschenleeren Straßen zu meinem Hotel zurück. Vor der Türe hielt er lange meine kalten Finger in seinen warmen Händen und wiederholte mehrmals, wie sehr er sich auf den nächsten Tag freue.

«Wenn du auf eigene Faust hinausfährst, dann könntest du unter Umständen in Schwierigkeiten kommen», warnte er mich schließlich noch.

«Du meinst, wegen der Guerilla, wegen der Paramilitärs und wegen der Drogengeschichten», fragte ich.

«Ja, aber ich kenne mich aus, da wird es keine Probleme geben.»

Und jetzt stehe ich doch ganz alleine am Ufer des Loktak und beobachte, wie das letzte Licht des Tages eigentümliche Silberfäden in die Oberfläche des Wassers webt. Vereinzelt sind noch Fischer in kleinen Holzbooten auf dem See unterwegs und kontrollieren ihre Netze. Am Ufer steigt da und dort Rauch auf, denn bald wird die Wärme des Tages von der Kälte der Nacht verdrängt werden, die sich hier, ganz im Osten Indiens, schon sehr zeitig über die Landschaft legt.

Heute früh habe ich vergeblich auf einen Anruf von John Gavin gewartet und ihn auch nicht erreichen können. Als er dann endlich nach dem Mittag das Telefon abnahm, erklärte er schnell, dass er heute «very busy» sei – doch er hörte sich seltsam an. Filmbilder von Geiseln rauschten mir in den Sinn, denen man eine Waffe an die Schläfe hält, damit sie bestimmte Dinge ins Telefon sagen.

Was war passiert? Ich weiß es auch jetzt noch nicht. Ich glaube aber kaum, dass John Gavin plötzlich die Lust an einem Ausflug mit mir verloren hat. Er arbeitet seit zehn Jahren nicht mehr, lebt von den Einkünften aus seinen Häusern und einer Farm im Norden der Stadt. Zuvor war er als Statistiker beim Staat angestellt. Auf mich wirkte er wie jemand, der Herr über seine Zeit ist. Und Touristen wie ich verirren sich nur selten nach Ma-

nipur, das wegen der prekären Sicherheitslage in manchen Ländern ja auch auf der Liste der Destinationen steht, die man nach Möglichkeit meiden sollte.

Jetzt allerdings kommt mir das Gespräch wieder in den Sinn, das wir während des Gangs um den großen Teich geführt haben. John Gavin erzählte mir, dass er lange krank gewesen sei, «krank von Alkohol», wie er sich ausdrückte. Er habe Leberzirrhose gehabt, doch jetzt sei er kuriert. Sieben Jahre lang habe er jeden Tag von morgens bis abends getrunken, viel getrunken. Dann habe er eine Kur gemacht, die habe ihn einige tausend Dollar gekostet, viel Geld in Indien.

«Ist Manipur nicht ein *Dry state*? Ist Alkohol hier nicht illegal?», wollte ich wissen.

«Natürlich», lachte er trocken: «Aber du bekommst hier alles, was du willst. Nur Frauen gibt es nicht.»

«Frauen?»

«Prostituierte, meine ich»

«Aber Alkohol?»

«Kein Problem!»

«Was hast du denn getrunken, damals?»

«Whisky, vor allem aber den *Local stuff*.»

«Ist der aus Reis gemacht?»

«Ja, aus Reis. Das Zeug ist gut, das haben auch schon die Japaner gemerkt und die Engländer.»

«Ein guter Stoff?»

«Oh ja, ein guter Stoff!»

«Hat deine Frau damals nicht darunter gelitten, das du den ganzen Tag trinkst? Ich meine, hatte sie nichts dagegen?»

«Nein, man hat das nicht so gemerkt. Wenn jemand regelmäßig trinkt, dann merkt man ihm das nicht an. Ich habe das gut verbergen können. Ich hatte es im Griff.»

«Und heute, trinkst du heute noch manchmal?»

«Nein, nur höchst selten. Zu Hause ist es verboten – eine Ausnahme gibt es nur, wenn wir Gäste haben.»

«Ich bin gerne dein Gast, aber wegen mir brauchst du keine Ausnahme zu machen!»

Als wir später auf dem Stadtplan von Entenhausen saßen, holte John Gavin eine Pet-Flasche mit einer klaren Flüssigkeit aus der Innentasche seiner Weste



und schenkte uns zwei Gläser voll ein. Das Zeug war wirklich gut. Es schmeckte wie ein feiner Sake, war aber deutlich stärker. Ich nippte vorsichtig daran, er aber stürzte das Glas in einem Zug, schenkte sich sofort nach und ließ die Flasche schnell wieder in seinem Kittel verschwinden.

«Das ist wegen meinem Bruder», erklärte er. Dieser Bruder hatte sich eben kurz vorgestellt und war wieder verschwunden.

«Wieso? Findet er es schlecht, dass du trinkst?»

«Nein, er trinkt doch auch. Es geht um Respekt. Aus Respekt würde ich nie in seiner Gegenwart trinken. Er auch nicht vor mir.»

Wieder holte er die Flasche hervor und ließ sie ebenso flink wieder verschwinden.

«Wirklich ein guter Stoff», sagte ich, fühlte mich aber etwas unwohl dabei.

«Oh ja», schmunzelte er und goss sich rasch noch ein Glas voll ein.

Wenig später setzte sich seine Frau uns gegenüber, auf einen jener roten Plastikstühle, wie es sie auf der ganzen Welt zu geben scheint. John Gavin holte die Flasche erneut hervor und wollte mir nachschenken, doch ich lehnte ab. Er goss sich ein und wollte die Flasche wieder verschwinden lassen. Doch da stand seine Frau auf, trat wortlos zu ihm heran, griff sich die Flasche, die schon halb wieder in seiner Weste versenkt war, und verschwand damit durch die Tür. John Gavin reagierte mit keinem Wort, er lachte nicht einmal. Und ich tat, als hätte die Intervention gar nicht stattgefunden.

Heute aber bin ich überzeugt, dass in eben diesem Moment etwas passiert ist. Was genau sich verändert hat, kann ich natürlich nicht sagen. Ich weiß auch nicht, was ich dazu beigetragen habe, ob ich etwas falsch verstanden oder Zeichen übersehen habe. Also gebe ich einfach der kleinen Plastikflasche die Schuld, dass ich jetzt ganz allein am Loktak-See stehe. Oder bilde ich mir am Ende alles nur ein?

Die Wasseroberfläche, die eben noch strahlend blau war, hat jetzt eine rötliche Farbe angenommen. Die Berge im Hintergrund wirken wie schwere Decken, die sich schützend über die Landschaft legen, sie allmählich unter ihrer Dunkelheit begraben. Ein großer Hund mit einem grünen Halstuch, der die ganze Zeit friedlich neben mir gelegen hat, ist plötzlich aufgestanden, hat sich breitbeinig vor eine Kuh gestellt und kläfft sie heiser an. Zwei Kinder kommen aus einem Hof gerannt, um den Fremden zu begrüßen. Im Pyjama stehen sie auf wackeligen Beinchen vor dem großen Tor und winken mir begeistert zu: «Bye bye, bye bye».

Bye bye. Bevor ich morgen früh in den Flieger nach Guwahati steige, werde ich John Gavin noch einmal anrufen. Ich werde ihn bitten, mir mit Hilfe seiner Söhne eine E-Mail zu senden, damit ich ihm die Bilder senden kann und diesen Text, in dem er die Hauptrolle spielt. Er wird es mir fest versprechen, da bin ich sicher. Aber ich glaube nicht, dass ich je eine Nachricht von ihm bekommen werde.



